

# Hannelore Furch

## Ich und Köln - Eine Erzählung in zwei Teilen

### 2. Teil Mein Traum von Köln

Meine Großmutter hatte durch ihre Erzählungen mein Interesse, oder doch ehrlicher gesagt, mein Fernweh nach Köln erzeugt. Ich griff also zu, als sich mir in den neunziger Jahren die berufliche Möglichkeit bot, in die Kölner Gegend zu ziehen. Kaum umgezogen, fuhr ich nach Köln rein, suchte die Hochstadenstraße auf und fand nur das, was schon erzählt ist. Auch bei den folgenden gelegentlichen Streifzügen durch Köln ließ sich damals nichts mehr auftreiben, was auch nur so ähnlich aussah, wie von den Großeltern übermittelt. Nun ja, der Krieg hat da wohl mächtig zugeschlagen, aber so a l l e Spuren verwischt? Selbst die der Heppke-Kinder, Dorles, der Spielkameradin meiner Mutter, und auch aller Heppkeschen Kindeskinde schienen sich in Luft aufgelöst zu haben.

Dabei wäre ich schon glücklich gewesen, wenn eine Wolkenzeichnung am Himmel gestanden hätte, ungefähr so, dass sie zu einer der Wolkenphantasien meiner Großmutter hätte passen können, die eine Meisterin in so etwas war und selbst noch in Meine aus grauem Wolkengetürme eine Kölner Hochstadenstraße herausformte, die ihrem Wunschbild entsprochen hatte. Mir, der Erb-Visionärin, geriet Köln bald in den Verdacht, nur aus dem einen einzigen Grund zu existieren: das alte Köln versteckt zu halten, aus welchem Grund auch immer. Ich kannte das Spiel nicht, fühlte mich geneckt. Dann kamen Phasen, in denen ich die Sache nüchterner betrachtete und der Stadt zubilligte, nur eine einzige zu sein, die alte und die neue in einem. Eine Stadt, die sich wie jede andere im Zeitenwandel mitgewandelt hat. Dann war für mich allerdings auch der geheime Zauber fort, den eine verborgene Stadt vermittelt, und ich wusste nicht, ob ich Köln nun aus Enttäuschung grollen soll, oder um Verzeihung bitten, weil es mich nicht geneckt hat.

Es dauerte lange, bis ich endlich in dem Köln von heute angekommen war und, was bezüglich meiner vorherigen Zerrissenheit wichtig ist, über Köln als über eine einzige Stadt redete und, bei mir immer mitgemeint, träumte. Die Großstadt im Westen! Heute steht sie mir nah und es schmerzte mich, der Migrantin, als eine Kabarettistin sich früher mal im Fernsehen über die Bezeichnung "Großstadt" für Köln lustig machte. Ich fühlte es als einen Verrat, obwohl ich wusste, dass es sich hierbei um eine spezielle Art von Liebeserklärung an die Heimatstadt gehandelt hatte.

"Köln am Rhein", für mich seit jeher ein heiliger Begriff; er war selbst schon Musik, wenn früher im Rundfunk, später im Fernsehen der Rosenmontagszug übertragen wurde. Sogleich belegt sich "Westen" aber auch negativ bei mir. Ich denke an deutsche Großstädte allgemein, weil im Westen der Städte die Bourgeoisie wohnte, um dort von den Ausdünstungen der eigenen, weiter östlich gelegenen Fabriken verschont zu bleiben; die häufigen Westwinde trieben die Giftschwaden direkt von den Schornsteinen weg in die anderen Richtungen. Köln als Stadt im Westen vielleicht insgesamt ein Ort dieser Privilegierten? Ich weiß, das ist Quatsch! Aber hatte

es auch so einen noblen Westen, oder hat ihn gar noch? Ein Westend, wie es später oft hieß? Ehrlich gesagt: Ich weiß es nicht! Wenn ich nach Köln hineinfahre, zeigen sich mir Vingst und Kalk, da kann es schon mal nicht sein, abgesehen von der östlichen Lage dieser Stadtteile. Ich habe den Begriff Westend in Verbindung mit Köln schon gehört, da bin ich mir sicher. In welchem Zusammenhang, ist mir entfallen. Es zeigt, dass es nicht das war, was ich wirklich von Köln wissen oder sehen wollte, ich will es eigentlich auch heute nicht. Es sei denn, es hätte Theodor Fontanes Jenny-Treibel-Welt sich irgendwo als Köln-Fassung in die Gegenwart hinübergerettet, als giftgrüner Tupfer zur Bereicherung der heutigen Großstadtfarben. So etwas falsch Aufschimmerndes wie die Titelperson zieht mich immer an und fordert mich als Träumerin heraus.

Aber unechte Schillerfarben gibt es in Köln (wie in jeder anderen Stadt) an vielen Ecken und Strecken, es wäre unfair, hier eine herauszupicken. Nur eines dazu: Nicht gemeint ist das so herrlich pfauenblau leuchtende Zelt, dem die Situation der Zeit sogar die hohe Weihe eines Opernhauses verliehen hat. Das „Musical Dom“ gefiel mir von Anfang an überaus gut. Es konnte schon früher sein Inneres freimütig offenlegen, ohne das etwas Kaltes oder Hohles sichtbar wurde: Was die Form versprach, hielt der Inhalt. Heute jedoch – legt man das übliche Kunstverständnis zugrunde – übertrifft das wertvolle Innere als ernste Kunst die lustig leichte Form des Äußeren (ich spreche aus Erfahrung, und zwar aus Wachzustand-Erfahrung! Die Träumer waren diesmal die Sänger) und Form und Inhalt zusammen bilden einen neckischen Gegensatz, wobei die Form weniger verspricht, als der Inhalt bietet. Wunderbar!

Andere Farben verdecken in ihrer Form-Funktion hartnäckig ihr Inneres, was wohl auch meistens der Übertünchung bedarf. Manchmal platzen die Farben ab und setzen kleine Wärmewellen aus ihrem Inneren frei. Wie damals, als ich bald nach meinem Wohnortswchsel von Meine nach Rösrath abends unterwegs war, von Rösrath nach Köln. Vom Hauptbahnhof aus ging es zu Fuß weiter Richtung Abendgymnasium in der Geroensmühlengasse, hin am späten Nachmittag, zurück am späten Abend, Woche für Woche, über Jahre hin, bis ich aufgrund des glücklichen Schulabschlusses auf diese liebe Abendwanderung verzichten musste. Denn es ging mir dabei gut. Beim Hinweg grüßte mich auf der Gereonstraße immer ein Mann aus der Pförtnerloge eines großen Gebäudes heraus, das für mich dadurch selbst zum Freund wurde. Der Pförtner grüßte mich, als kannte er mich schon lange, und freute sich offensichtlich jeden Abend aufs Neue, wenn ich vorbeikam. Warum es so war? Vielleicht gefiel ich ihm einfach nur so vom Typ her. Oder vielleicht war ich es, die beim ersten Mal zuerst und freundlich grüßte, und so etwas erlebte er selten oder nie. Der Mann war für mich die Verkörperung Kölns, sodass ich mich allabendlich nach unserem Gruß-Ritual von der Stadt als lieben Gast aufgenommen fühlte.

An einem Winterabend entdeckte ich auf der Gereonstraße den tiefen Eingang eines Verwaltungsgebäudes als Schlafplatz eines Obdachlosen. Er, den die Straßenbeleuchtung großmütig ausließ, verriet sich selbst durch sein Schnarchen. Der Mann schien warm verpackt und sicher vor jeglicher Gefahr. Der Gegend entströmte die Atmosphäre der Gutmütigkeit und Geborgenheit. Diese Sicherheit übertrug sich gefühlsmäßig auf die eigene Person. Wer sollte mich denn angreifen, wenn er den Mann dort unbehelligt ließ? Ein Gefühl, das ich in dieser Stimmungslage weder als trügerisch noch gefährlich erkannte. Dass mir niemals etwas passierte in dieser Ge-

gend, in der ich am späten Abend oft die einzige Fußgängerin war, ist wohl eher ein glücklicher Zufall.

Der Mann hielt sich dort ungefähr zwei Monate, dann blieb der Platz ein stummes kaltes dunkles Loch und die positive Atmosphäre war dahin. Meine Phantasie suchte Ausgleich für den Verlust und fand ihn zum Beispiel im folgenden Erlebnis: An der Gereonstrasse lag auch ein Lokal, dessen Tischlampen ihr schummriges Licht auf den Gehsteig schickten, im Sommer erst auf den Rückwegen. Dann wirkte es auf mich hinterlistig wie zum Einfangen von Menschen für ein ungesundes, weil spätes Essen. Es hatte auch wenig Erfolg, wenige ließen sich einfangen, eher kamen die Leute heraus. Wie einmal, als es stark regnete. Zuerst kam einer, streckte die Hand aus: "Oh, it's raining!" Andere folgten ihm nach mit gleicher Geste: „Yes, it's raining, beautiful“, als gäbe es nichts Schöneres für sie als dieses Kölner Nass von oben, das wohl ihr Heimatgefühl weckte. Sie spannten ihre Schirme auf und gingen im schwatzenden Singsang hinter mir. Ihre Stimmung übertrug sich auf mich, sodass ich die Melodie der Wettervorhersage des ZDF zu summen begann und den tanzenden grün-weißen Schirm vor Augen hatte. In einer Seitenstrasse tauchte das angeleuchtete Gebäude der Dresdner Bank auf. Es fing die Melodie ein und sandte sie melodiös verfeinert zu mir zurück, so als Geste eines guten Nachtgeistes (Die Frage, wo er denn den Schlafplatz für Obdachlose habe, auch wenn es nur für zwei Monate sei, kam mir in dieser Minute nicht). Unten wollten die Stützpfeiler des offenen Parterre ihre Füße mittanzend heben, waren aber vom daraufsitzenden, schweren Koloss gehindert. Ihm gelang es nicht, sich leichter zu machen. Es war urkomisch. Plötzlich Stille hinter mir, so dass ich den nachlassenden Regen vernahm, der mir seine Rede sanft vertraulich ins Ohr säuselte. Engländer und Regen, die sich Köln entliehen hatte, um sich mir näherzubringen!

Was müsste denn für ein Wetter sein, wenn ein Kölner mit gleicher Gefühls-Reaktion aus einem englischen Pub in die Nacht hinausträte? Etwas Wind, etwas Wärme, ein laues Wetter? Es gibt für den Kölner kein Heimat-Wetter. Es sei denn, man verstünde schneelose Winter als Köln-Wetter. Im Ernst, den Kölner, der aus dem Pup in die Nacht hinausträte, könnte nur der Kölner Dom retten, sein Umriss als Lichtreklame irgendwo, für 4711, Koelnmesse, Kölner Weihnachtsmarkt oder sonst was. Falls der Londoner Hauptbahnhof in der Nähe wäre, vielleicht ein einfahrender, stehender oder abfahrender ICE – Der Tunnel machte es möglich –, gut angeleuchtet und lesbar an der Seite das Schild „Köln“. Auch dies ließe das Herz des Kölners höher schlagen. Aber alles wäre ein sehr unzuverlässiger Ersatz für das nicht existierende Heimatwetter. Fast tut er mir leid, der Kölner in London, obwohl ich ihn mir nur einbilde.

Dabei gibt es genügend unsympathische Kölner. Zum Beispiel den, der mir beim Rosenmontagszug zehn Euro bot, damit ich, die geschickte Kamellefängerin, neben ihm verschwände. In einer Außengastronomie verbot mir der Köbes, eine Taube zu füttern, "nich he beei uss". Beim Abendgymnasium war mein Engagement groß, habe sogar die Abschlussfete organisiert, mit zwei weiteren Niedersachsen und einem Griechen mit Kölner Zungenschlag. Schon damals kamen mir kritische Überlegungen zu den viel und nett redenden und schon mal emsig vorplanenden und sich später in der Kunst des Abtauchens profilierenden Echt-Kölner-Abendgymnasias-ten. Vielleicht lag meine Mutter doch nicht so falsch.

Auf meinem Heimatbesuch in Meine sagte sie am Gartentor zu einer vorbeikommenden Bekannten: "Erika wohnt in Köln, schon seit se damals wechzog" "Oh, dann biste ja schon 'ne

richtige Großstädterin geworden." Obwohl mir nichts anhaftet, was man so nach den Vorstellungen der Leute großstädtisch nennen könnte, musterte sie mich mit Respekt: "Musst dich ja hier wie inner Provinz fühlen, was?" Ich nickte nur, was sollte das hier denn anderes sein? Meinte es aber nicht abschätzig gegen meine Heimat. Es fiel mir der heimlich zu meinem Auto hinüberschielende Blick meiner Mutter auf, der mir ihre Gedanken verriet: Hoffentlich kann die Wiebold jetzt das Kennzeichen "GL..." nicht sehen. In meinem heutigen Wohnort Rösrath sagte mir mal jemand, dass die hiesigen Gewerbetreibenden sich gern eine Kölner Adresse zulegen, und wenn es nur eine Briefkastenadresse wäre, wegen des Kölner Autokennzeichens "Für ett Immitsch." Naja, das werden (wenn überhaupt) nicht nur die Rösrather sein ...

Es hatte sich, wie gesagt, durch die Erzählungen meiner Großmutter bei mir ein Fernweh nach Köln entwickelt, und zwar schon als Kind. Meine Großmutter fühlte sich in Köln wohl, abgesehen von ihrem Heimweh nach Varzin, das sie ja überall, wo sie hingezogen wäre, ergriffen hätte. Um mir mein Köln-Fernweh zu erhalten, zog ich damals nicht direkt in die Stadt, sondern nur in ihre Nähe nach Rösrath. Ich fahre oft nach Köln rein, gern in die Gegend meiner Großeltern. Neulich ging ich die Zülpicher Straße entlang, zwischen Herz-Jesu-Kirche und Kreuzung Dasselstraße, und fand so manches: dreckige Straßenzüge, graffitiverschmierte Hausfassaden, Anschlagwände, an denen die Papierfetzen herunterhingen, mit Bretter vernagelte Eingänge ehemaliger Geschäfte oder Lokale, Müll auf den Gehwegen und – trotz geschäftigen Treibens und massenweise zur Universität eilender Rucksack-Studenten – eine Stimmung von Verfall und Untergang. Weiter zur Innenstadt hin, Gegend um den Rudolfplatz, sah ich viele verwaiste Menschen, von denen einer an der Hauswand hockte und mir die Hand entgegenstreckte: "Bisschen Kleingeld vielleicht?" Dagegen stand Ecken weiter ein Händler ganz uneigennützig vor seiner Tür, der wollte scheinbar nur Leute sehen, die so vorbeikommen, Zeit und Lust hätten zu einem kleinen Plausch, nur so ... Er deutete sich meinen umherschweifenden Blick: "Suchen Sie 'n Jeschäff?" Als ich die Schultern zuckte, wunderte er sich nicht weiter, das gefiel mir jedenfalls, und schaute schon freundlich dem Nächsten entgegen.

All diese Köln-Ecken sahen mich offen an, stellvertretend für das Ganze, und baten: "Nimm uns einfach so, wie ich bin."

Das kann ich nicht, denn, ich muss es ehrlich sagen, es ist zwanghaft bei mir, dass ich immer mehr sehen will, als zu sehen ist. Ich habe festgestellt, das man als Träumerin dem Ziel schon näher kommt, also träume ich, und zwar gern und ausgiebig durch meine Veranlagung. Als unverbesserliche Träumerin denke ich, wenn ich Betrübnliches sehe: Vielleicht ist es so, dass immer nur ein Teilchen von dem Ganzen sichtbar ist, das, abgesehen von dem Ganzen als etwas Schönerem, unschön wirkt. Vielleicht haben die Brauhäuser ihre Taubenschläge und Vogel-Stationen, Schlaraffenland für das einheimische, kostenlose Hotels für das übrige Federvolk einschließlich der Zugvögelscharen. Vielleicht wollte der Köbes nur die verirrte Taube vor unbekömmlichem Futter schützen, und hat sie hochgescheucht, damit ihr niemand auf die zarten Zehen tritt. Und der Mann beim Rosenmontagszug, ja der wollte mich sicher vor einer Gewichtszunahme durch das fettmachende Süßzeug bewahren, weil er, ein weltbekannter Filmproduzent, für die Hauptrolle in einem großen Projekt eine schlanke und ranke, schöne und sportliche Frau suchte, eine mit so sinnlich-träumerischem Blick, wie er mir eigen ist und wie sich ihm manch-

mal so'n bisschen Erotisch-Verführerisches beimengt. Die Einladung in sein Imperium, gegen das die WDR-Gebäude wie Streichholzsachteln wirkten, hätte er mir schon noch zugesteckt – hätte ich nur nicht so schnell und angewidert das Weite gesucht (ohne die zehn Euro).

Meine Traumwelten sind schön, aber Köln selbst ist als Traumwelt unübertroffen. Das stelle ich fest, wie mir eben der letzte Spaziergang auf der Zülpicher Straße in den Sinn kommt und sich sogleich in einen Traum umwandelt: Die vergammelte Strecke zwischen Zülpicher Platz und Dasselstraße wird zu einem sichtbaren Stückchen einer unsichtbaren schönen alten großen Welt, die den Zenit überschritten hat und in der Finalphase den Zauber einstiger Größe aufschimmern lässt, einige Ecken sind von einer vergoldeten Altzeit-Stimmung überzogen. Es ist eine Oberfläche, die nichts anderes sein will als Oberfläche und deshalb echt ist in ihrer unbekümmerten Nostalgie. Ich sehe den Eingang zu einem tief gelegenen Jazzkeller (ja hier hätte Papa Joe's Jazzlokal seinen angestammten Platz!), der noch zu ist. Die Jazz-Trompeter, Schlagzeug-Wischer, Gitarristen, Sänger, sie alle wollen auch tagsüber und in der Sonne musizieren, sie stehen an der Wand eines älteren Hauses zusammen, dessen Holzverkleidung mit bunten Plakaten auf allerlei schöne Unterhaltung hinweist. Die Musiker senden ihre leidenschaftlichen Improvisationen in den blauen Himmel und verbreiten rundherum einen Südstaaten-Flair. Der Bettler entpuppt sich als Band-Mitglied, er hat aus Altersgründen die Kassiererrolle übernommen. Anschließend taucht er mir nochmal auf als Kassierer einer anderen Band – die Stadt hat unzählige, die neben den sogenannten echt kölschen ihr Publikum finden – , die lustige wilde Melodien geigt. Zum Ausruhen und Schlafen ziehen sich die Geiger und ihre Tänzerinnen in ihre Siedlung zurück, sie weist sich auf einem Schild als Aachener Weiher aus, dessen Weiher sich als Wald entpuppt. Bäume wachsen dort in den Himmel und die schönen bunten Wagen leuchten im Mondschein. Einer, der noch nicht müde genug ist, spielt selbstversunken Mundharmonika. Ihr kennt es doch, dieses schöne bunte fremde Volk, "lustig ist das Zigeunerleben" und so...

Und die Echt-Kölner-Abendgymnasiasten? Wer sagt denn, dass sie nicht Mitglied bei den geheimen und noch geheimer gewordenen Heinzelmännchen sind? Auf diesen Traum warte ich aber noch. Ihr merkt schon meine Spitzen, aber auf der Suche nach dem Inneren von Köln, dass mir im Wachzustand so hartnäckig verborgen bleibt, werde ich immer dort unernst, wo ich es besonders ernst meine.

Andererseits, man muss nicht alles zeigen, was man hat, ich tue es ja auch nicht. Städte und Menschen brauchen ihre Geheimnisse, Köln vielleicht im Besonderen, ich vielleicht im Besonderen. Davon ausgehend, dass wir uns in diesem Punkt gleichen, träfe Folgendes auf uns beide zu: Zum einen zeigen wir gern Außenseiten, neu aufgetragene Farben besonders gern, da gibt es die gesamte Farben-Palette. Leuchten wir zum Beispiel in rosenrötlichen Tönungen, so machen wir uns giftgrün oder quittegelb gesprenkelt besonders gut. Aber Vorsicht, nicht zu viel, sonst schillern wir nicht mehr, sondern wirken aufgepeppt und unecht. In unserer schönen Kostümierung zeigen wir gelegentlich kleine Blößen. Man kann es auch als ein Fallenlassen von Fassadenputz bezeichnen, das etwas von unserer Unterschicht freilegt. Den Putz tragen wir anschließend schnell wieder auf, um ihn das nächste Mal an anderer Stelle fallenzulassen. So wirken wir einerseits lebendig, andererseits wird der Eindruck von Glanz und Glamour immer wieder mal

kurz aufgehoben, und gelegentlich wirken wir an solchen Blankstellen verwundet. All dies kommt gut an.

Zum anderen wissen wir, wie man es andeutet, mehr zu sein als zu scheinen. Dabei machen wir etwas Glamour sichtbar, der nicht als Teil von uns, sondern als unser Ganzes wirken soll und meistens auch wirkt. Da das Ganze sich eben nur in diesem Teilchen zeigt, wirken wir zurückhaltend und bescheiden, und auch das kommt gut an. Aber im Grunde genommen ist es ein Tiefstapeln, denn in Wahrheit sind die durchschimmernden Teile nur wenige und winzige Bestandteile unter unzähligen, die zusammen das unsichtbare Große bilden, was uns im Wesen ausmacht. Die Sache hat nur einen Haken, für andere und für uns selbst: Im Wach-Zustand ist unser Wesen naturgemäß unsichtbar. Um es zu sehen, müssen (dürfen) wir träumen, ob nun als Nacht- oder Tagtraum. Und niemals sehen wir alles, was uns ausmacht, sondern in jedem Traum jeweils eine Welt von vielen zu uns gehörenden. Aber nach jedem Erwachen haben wir die schöne Ahnung von unserer allumfassenden verborgenen Existenz.

Wenn Köln doch lesen könnte! Und wenn ihm dann jemand diese Zeilen zuspiele! Und wenn es mir dann die Hand reichte zu einer Freundschaft zwischen ihm und mir, einer großen Stadt und einer kleinen Person, die eine bedeutende Gemeinsamkeit entdeckt hatten!

Neulich fand ich ein Eisenstück, das bearbeitet und alt aussah. Beim Geschichtsverein bestätigte man mir den Fund als Teil einer römischen Torverriegelung. Sollte ihn eine magische Kraft in meinen Garten gezaubert haben? Von Köln her? Von der Stadt gesandt als nette Einladung, und so liebenswürdig raffiniert? Nachdem sie von mir gehört hat? (Diese Geschichte hatte sie jedenfalls noch nicht lesen können, sie existierte ja noch gar nicht.) Und ich war eine Zeit nicht dort. Es hat sich vielleicht erinnert, wie zeit- und selbstversunken ich früher immer vor seinen Löchern stand, am Gürzenich, hinter der Mauritiuskirche, am Heumarkt.

Bei meinem heutigen Besuch sehe ich auf der Cäcilienstraße einen Mann, eher klein, schwarzes Kraushaar, Gesichtsschnitt, der undeutsch wirkt, von der weiten Hose nur notdürftig versteckte O-Beine. Von der Selbstüberzeugung her tut er so, als sei er ein Kölner. Wenn er andere überholt, hat er etwas Strategisches an sich, wie aus einer Phalanx heraus operierend. Jetzt bin ich nicht sicher, ob die Stadt hier ein bisschen Inneres zeigt – so als Hinweis auf die Anfangsstadien seiner Entwicklung; dem entsprechend würde ich einen meiner infantilen Züge bloßlegen –, oder ob ich ein sichtbares Teilchen eines unsichtbaren Ganzen sehe, das als Ganzes anders ist, als es sich in seinem Teilchen zeigt. Diese zwei gleichschönen Optionen gibt es.

Hergekommen bin ich wie immer mit guten Absichten: Endlich mal mit dem zufrieden zu sein, was mir gezeigt wird. Bisher kann ich es nicht so recht einhalten.

Ich gehe weiter und Köln wird sehr gastfreundlich. Es zeigt mir sein Vorzeige-Haus. Es ist ganz aus Glas. Damit ich mal etwas Inneres sehen kann, ohne dass Fassadenputz fallen muss? Oder soll ich meine Kunst des Träumens hier unter Beweis stellen, damit ich das unsichtbare Ganze Kölns, dessen Teil das Haus ist, ein Weltstadt-Köln, mit all seinem schönen Zauber sichtbar mache? Denn es ist ja nicht gesagt, dass im Umkehrschluss zum hässlichen Teil, dessen Ganzes schön ist, das Ganze hässlich sein muss, wenn sein Teil schön ist. Ich bin jetzt sowieso in gute Stimmung gekommen, da zeigt sich dann immer nur Schönes. Soll ich es also sichtbar machen, dieses Weltstadt-Köln? Nicht nur für mich, versteht sich, sondern für Köln mit? Sogar hauptsächlich für die Stadt, wie es auch immer gehen könnte, weil sie gerade eine so lange

traumlose Zeit durchlebt? Egal was hier zutrifft, ich fühle es zum ersten Mal und ganz deutlich: Die Stadt versteht mich und geht auf mich ein, vielleicht zum eigenen Nutzen, was mich nicht weiter störte. Denn es bestätigte so schön die Gemeinsamkeit als hoffnungslose Träumer.

Köln stand mir vor dieser Geschichte schon nah, beim Schreiben ist es mir noch nähergekommen. Ganz absichtlich habe ich in meiner Geschichte den Kölner Dom, den Star in Köln, ausgeklammert, und auch anderes weggelassen, womit unbedingt aufzufahren ist, wenn man von Köln spricht bzw. erzählt. Ihren kleinen Auftritt hatten aber der Karneval und der Rhein. Und es fällt mir in diesem Moment ein, dass der Kölner Dom ja auch genannt ist: auf einer möglichen Lichtreklame in London, und genannt ist eben auch an dieser Stelle hier, es geht wohl **n i c h t o h n e** Kölner Dom! Das Pflicht-Programm ist erfüllt, was den Star angeht. Aber ich wollte anderem Platz schaffen und hoffe, dass ich damit bei Euch (bei Ihnen), liebe Leser, gut angekommen bin.

Köln! Für heimwehkranken Pommern und Schwaben konnte es nichts, in den Krieg ist es mit hineingeschlittert und bezahlte dafür bitter mit seiner alten Identität, und Unzuverlässigkeit und Oberflächlichkeit gibt es nicht nur in Köln. Vielleicht sind auch die beiden letzten Punkte (wenn es die überhaupt im größeren Umfang als anderswo gibt) mit etwas Phantasie ins Positive umzukehren. Warum denn sollten nicht auch abstrakte Dinge umgeträumt werden können, und zwar so schön, wie es bei den genannten Gammelecken und-strecken möglich war?

Wo bleiben die Träumer!!

Ich sehe auch ein, dass Köln groß ist und ich klein bin, dass Köln für sehr viele Menschen wichtig ist, dass ich für die meisten völlig unbedeutend bin. So will ich mit dem Pathos, den ich an dieser Stelle empfinde, schließen und verfüge, dass der Titel meiner Köln-Geschichte umzudrehen sei, aus Liebe und Dankbarkeit:

"Köln und ich".